

Stimmen zum neuen UniReport

„Mir gefällt das neue Layout vor allem deswegen, weil es nicht nur Ausdruck einer neuen Ästhetik ist, sondern weil es einem veränderten und verbesserten Konzept passgenau entspricht.“

Martin Doerry, DER SPIEGEL

„Debattenbeiträge wie jene zum Für und Wider des CHE-Rankings sind nicht nur für das Uni-Publikum, sondern auch für den Hochschulredakteur einer Tageszeitung lesenswert.“

Sascha Zoske,
Frankfurter Allgemeine Zeitung

„Lebhafte Debatten zeigen, dass die Hochschule eine große Bedeutung hat. Wenn sich diese Kontroversen nun auch im UniReport wiederfinden, ist das sehr zu begrüßen.“

Georg Leppert, Frankfurter Rundschau

„Jetzt kommt die Zeitung moderner, prägnanter, allgemeinverständlicher und debattierfreudiger daher. Weil sie den universitären Meinungs- und Willensbildungsprozess noch stärker begleiten wird, zeigt sie auch, dass Hochschulen keine Elfenbeintürme sind.“

Prof. Wilhelm Bender, Vorstandsvorsitzender der Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität

„Eine gelungene Überarbeitung, die die Freude an der Lektüre des UniReports spürbar steigert.“

Alexander Demuth, Berater in strategischer Unternehmenskommunikation

Überblick

Aktuell	2
Forschung	8
Reportage	12
International	14
Kultur	15
Campus	16
Impressum	17
Bücher	18
Bibliothek	19
Freunde	20
Studium	21
Menschen	22
Termine	23

Der nächste UniReport (1/2013) erscheint am 10. April 2013.
Redaktionsschluss ist der 18. März 2013.

Die große Stille

Zur Krise der Qualitätszeitungen schweigt die akademische Intelligenz. Und beobachtet gleichgültig das Verschwinden ihres eigenen Resonanzraumes. Von Bernhard Pörksen

Vor ein paar Wochen eskalierte nach einer endlosen Folge von Gerichtsprozessen und ausgelöst durch einen Richterspruch der Machtkampf beim Suhrkamp-Verlag. Es ist ein Machtkampf, der klare Fronten kennt. Auf der einen Seite: die Verlegerwitwe Ulla Unseld-Berkéwicz. Auf der anderen Seite: Hans Barlach, der ihre Ablösung will. Und kaum war die Nachricht von dem Gerichtsbeschluss zugunsten von Hans Barlach in der Welt, meldeten sich Autoren und Schriftsteller zu Wort. Hans Magnus Enzensberger drohte mit seinem Weggang, sollte der Mann zum Geschäftsführer werden, Alexander Kluge und viele andere ergriffen Partei; Peter Handke bot 100.000 Euro an und appellierte an die Solidarität der

Nicht-Journalisten, die demokratie- und medientheoretisch argumentierenden Stellungnahmen von Eric Altermann (*New Yorker*), Miriam Meckel (*FAZ*), Jürgen Habermas (*Süddeutsche Zeitung*) liegen schon Jahre zurück. Man entdeckt momentan keine Solidaritätsadressen in Richtung der gebeutelten Zeitungen und der Feuilletons. Und es fehlt die massive Intervention der Geistes- und Sozialwissenschaften, die sich eigentlich schon aus reinem Eigeninteresse zuschalten müssten, waren und sind es doch die großen Zeitungen, die ihre Arbeit kritisch begleitet, aber auch verteidigt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben. Die schlichte Formel, auf die sich die aktuelle Situation bringen lässt: Vielen Qualitäts-

schauen zu und halten sich zurück. Ganz so, als gäbe es im digitalen Universum und auf ein paar Rezensionsportalen noch einmal eine vergleichsweise herausfordernde Parallelwelt und als würden die eigenen Bücher und Einfälle übermorgen dann notfalls eben auch bei RTL II besprochen und gespiegelt.

Es ist keine kulturkonservative Nostalgie, wenn man feststellt, dass es Zeitungen, Zeitschriften und das lange intensiv mit ihnen verbundene universitäre Milieu waren, die die großen Debatten der Republik vom Historikerstreit bis zu Thilo Sarrazin oder den Fieberträumen der Robotik angezettelt haben. Und es ist einfach Fakt, dass im Netz – diesem großartigen, so ungeheuer plastischen Medium der blitzschnellen Kommunikation und barrierefreien Partizipation – bislang keine vergleichbaren Diskurszentren entstanden sind, die mit dieser besonderen Mischung aus Schärfe und Entschiedenheit intellektuelles Agenda-Setting betreiben könnten. Woran liegt das? Zum einen sind die neu gegründeten Debatten- und Diskursportale noch nicht ausreichend etabliert. Zum anderen ist der Kulturbegriff der Online-Medien sehr viel stärker ereignisgesteuert und nachrichtengetrieben. Und schließlich lässt das Netz (und da zeigt sich die formierende Kraft des Mediums) das Denken und Schreiben selbst als einen fortwährend pulsierenden Prozess erscheinen, als ein ewig unabgeschlossenes Geschehen, das dem unvermeidlich etwas autoritären Pathos einer Groß-Debatte („Das ist es, was nun besprochen gehört!“) entgegensteht. Debatten nämlich brauchen Fixpunkte, dramaturgische Arrangements, sie leben von der großen, zentrierenden Geste. Und sie setzen institutionalisierte Reflexionszonen voraus, in denen sie ent-

wickelt und bis zur endgültigen, resonanzfähigen Diskursreife zugespitzt werden können.

Wie aber kann es sein, dass die akademische Intelligenz diese Voraussetzungen kaum zum Thema macht, sich nicht für die Ökonomie der Qualität interessiert? Es gibt bei dieser Frage keine Gewissheiten, nur Vermutungen. Denkbar ist, dass man sich universitätsintern in eine neue Hermetik hinein reformiert hat und systematisch Karrieremodelle begünstigt, die eine allmähliche Abschottung des Systems bedingen. Die *Autorenexistenz* in Gestalt des reizbaren Intellektuellen mit einem „avantgardistischen Spürsinn für Relevanzen“ (Jürgen Habermas) wird jedenfalls auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften zunehmend von der *Indikatorenexistenz* verdrängt, deren Produktivität sich scheinbar präzise messen lässt. Es ist der Typus des Wissenschaftsmangers, der mit enormen Drittmittelnwerbungen, zahlreichen Forschungsprojekten und Spezialaufträgen punktet, aber gewiss nicht mit öffentlichen Interventionen, dem Essay, dem eigenen durchgeschriebenen Werk für das große Publikum. Vielleicht ist das unsichtbare Band zwischen den Zeitungen und dem universitären Milieu auch deshalb bedroht, weil sich auch die Geistes- und Sozialwissenschaften zunehmend an den Exaktheitsritualen der naturwissenschaftlichen Forschung orientieren – auch dies ein Trend, der die Lust an der essayistischen Zuspitzung und dem ungesicherten, wilden Denken nicht gerade fördert. Aber wer vermag all dies schon mit letzter Sicherheit zu sagen? Schweigen ist interpretationsoffen. Schweigen kann alles bedeuten und nichts, aber es ist gewiss kein Zeichen diskursiver Vitalität. Und die Zeitungen dieses Landes hätten definitiv anderes verdient.

Pörksen zur Situation in Frankfurt:

»Es ist ein Jammer, was der Frankfurter Rundschau geschieht. Auch die Öffentlichkeit dieser Stadt verliert nun womöglich ein wichtiges Forum, eine Bastion des engagierten, ideengesteuerten Journalismus.«

Leser, auch Geld zu geben, damit der „böse Mann“ wieder verschwinden würde. Hier hat, so muss man sagen, die Ad-hoc-Mobilisierung der Intellektuellen zum Schutz des kulturellen Kapitals funktioniert. Der Ausgang ist offen, aber es wird debattiert, gestritten, um Lösungen gerungen. Das ist die zentrale Botschaft der Suhrkamp-Soap: Es gibt irgendwo da draußen im intellektuellen Universum eine publizistische Plattform, ein auratisches Zentrum des Denkens und Schreibens, für dessen Erhalt es sich zu kämpfen lohnt.

Wie anders ist hingegen die Situation, wenn man sich die Wortmeldungen zur Krise der Qualitätszeitungen vergegenwärtigt. Hier schreiben und debattieren Journalisten wesentlich über sich selbst, begleitet von den Hohn- und Spottgesängen einzelner Blogger und Social-Media-Berater, für die das Medium als ewig gestrig gilt. Hier stößt man auf einen modernisierungshungrigen Opportunismus, der das gesamte Gewerbe („Print ist tot“) leichtfertig verloren gibt und entdeckt Prognostiker und Propheten, die sich mit exakten Todesdaten zum Ableben der Zeitung wichtig machen – ein nekrophiles Hobby eigener Art. Es regiert, so zeigt sich, das Prinzip einer aggressiven Frontenbildung im inneren Kreis. Und es gibt eben gerade keine normative, groß angelegte, die Öffentlichkeit elektrisierende Debatte über das Wesen und den Wert des Gedruckten. Die wenigen Einsprüche und Essays von

blättern des Landes geht es nicht gut. Und die akademische Intelligenz beobachtet – sieht man von einem Häuflein von Medienwissenschaftlern einmal ab – weitgehend gleichgültig ihr Ringen um Auflage, Erlöse, neue Geschäftsmodelle. Man reagiert auf die Krisenzeit des Printgewerbes mit Ignoranz und entschiedener Nichteinmischung.

Dabei ist die Lage tatsächlich ernst. Im vergangenen Jahr meldet die Bundesagentur für Arbeit die größte Entlassungswelle in der Presse seit Kriegsende. In diesem Jahr ist die *Financial Times* Deutschland vom Markt verschwunden, die *Frankfurter Rundschau* in die Insolvenz gerutscht. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* hat Millionenverluste gemacht, die *Süddeutsche Zeitung* faktisch einen Einstellungsstopp verhängt. Der *Spiegel* kündigt einen Sparkurs an. Und der *Freitag* hat sein Literaturreport halbiert; man plant, ein Viertel der Stellen zu streichen. Alle Qualitätsblätter, auch die *Zeit*, haben in diesem Jahr einen Anzeigenrückgang zu verzeichnen, der die Erlössituation (Zeitungen finanzieren sich bis zu zwei Dritteln über Anzeigen) schwieriger macht. Das heißt: Irgendwo da draußen geraten Organisationszentren der Debatte und des intellektuellen Diskurses unter Druck – und diejenigen in den Universitäten, die das Zeitungsmilieu als Reflexionsinstanz, Korrektiv und Widerpart brauchen und seit Jahrzehnten von seiner intellektuellen Energie profitieren,

Bernhard Pörksen, 43, ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Kürzlich veröffentlichte er – gemeinsam mit Hanne Detel – das Buch „Der entfesselte Skandal. Das Ende der Kontrolle im digitalen Zeitalter“. Dieser Text erschien in einer etwas kürzeren Fassung zuerst in der Wochenzeitung *Die Zeit*.



Foto: privat